

VON MAROKKO BIS MEKKA Neue Kunst und neues Kino aus den arabischen Ländern

Flaggenzeichen an der Wand

Baustelle Zukunft: Wie sich die unruhigen Staaten des Orients auf der Venedig-Biennale präsentieren

VON MAX GLAUNER

Der Jasmin blüht in diesem Jahr besonders verschwenderisch auf der Insel San Servolo. Das kann kein Zufall sein. Denn ausgerechnet auf dieser Insel zwischen Lido und Venedig haben Kuba und Syrien bei der 54. Venedig-Biennale, der wichtigsten Leistungsschau zeitgenössischer Kunst, ihre Länder-Pavillons eröffnet. Wie schön, wenn gerade hier der Jasmin duftet – die Pflanze wurde bekanntlich zum Symbol der erfolgreichen tunesischen Revolution und ihrer Nachfolger.

Hunderte Todesopfer hat der Aufstand in Syrien seit März bisher gefordert. Entsprechend nervös war man am Ausstellungsort. Das Aufsichtspersonal wimmelt Berichterstattung ab. Kein Pressepapier, keine Interviews. Der italienische Kurator bringt in seiner Eröffnungsrede neben dem Besonderen der syrischen Kunst vor allem allgemein menschliche Werte ins Spiel – so wie es autoritären Regimen gefällt, wenn sie die offizielle Kunst ihres Landes unters Volk bringen.

Doch irgendwann geht das auch nicht mehr: Bahrain, das in Venedig Premiere gefeiert hätte, und der Libanon zogen kurzfristig ihre Teilnahme zurück. Gespannt war man auf den ägyptischen Beitrag. Saudi-Arabien war erstmals vertreten. Der Irak war nach langer Pause mit der Gruppenausstellung „Wounded Water“ dabei, ebenso der Nachbar Iran.

Schon deshalb zählt die Venedig-Biennale 2011 zu den politischen Biennalen: Die überraschende Großwetterlage in den arabischen Staaten des Nahen Ostens und Nordafrikas verlangt Stellungnahmen. Doch bilden sich die Umbrüche in Venedig auch ab? Werden Fragen nach den Akteuren beantwortet, nach dem Status quo und danach, wie es weitergeht?

Nähe an den Ereignissen und ergreifend zeigt sich der ägyptische Pavillon in den Giardini. Mit dem deutschen Pavillon hat er gemeinsam, dass der Künstler, der ihn hätte gestalten sollen, nicht mehr

das Selbstverständnis der nationalen Repräsentation hat sich auf breiter Front verändert. Von Deutschland über Israel bis Polen sieht man Kunst als partizipatorische Plattform, nutzt sie als sinnlich aufgeladene Bühne, auf der selbstkritisch essenzielle gesellschaftliche und politische Fragen verhandelt werden.

Die Performance des Aktivisten und passionierten Bloggers Basiony etwa zählt zu den Live-Events, auf die auch Facebook und Twitter nicht verzichten können. Seine Installation kommt in Venedig zur rechten Zeit an den rechten Ort. Derartig schöpferische „State of the Art“-Relevanz war von den Ländern, in denen die sprudlndsten Elemente nach wie vor die Petro-Dollars sind, nicht zu erwarten. Die Vereinigten Arabischen Emirate etwa

Hier die ehrgeizige Videoarbeit – dort die pure Fototapete

setzen in den Arsenale auf Kitsch, der sich an Caspar David Friedrich orientiert, Fototapeten mit Frauen-am-Meer-Motiven sowie Baustellen-schrott in Eismeerlandschaften, der offenbar die Assoziation „Baustelle Zukunft“ heraufbeschwören soll. Da ist man vom ersten Auftritt Saudi-Arabiens zunächst verblüfft. Denn man zeigt hier die Arbeit zweier Frauen aus Mekka, die äußerlich einige Kriterien zeitgenössischer Kunst aufweist: eine stimmungsvolle Glitzer-Sound-Skulptur, die gut in jede Hotelloobby passt und sogar eine „queere“ Imagepflege bedient.

Verheißungsvoll blüht der Jasmin auch in den Katalogseiten der als „Collateral Event“ geführten Ausstellung „The Future of a Promise. Contemporary Art from the Arab World“ im Stadtteil Dorsoduro. Im lang gestreckten Ziegelgemäuer eines alten Salzmagazins versammelt sich eine illustre Schar von 22 Künstlern aus dem arabischen Raum. Die Mehrheit stammt aus Algerien und dem Libanon; dazu gehören so bekannte Namen wie Kader Attia, der in Anspielung auf Brancusi eine unendliche Säule aus gestapelten Megaphonen präsentiert, oder Mona Hatoum mit einem ihrer bekanntesten Käfige – und schließlich Yto Barrada, die derzeit in der Deutschen Guggenheim in Berlin zu sehen ist. Für ihre rührende Videoarbeit holt sie einen rührenden Zauberer vor die Kamera.

Ahmed Mater, geboren 1979 in Saudi-Arabien, stanzt seinen großflächigen „Cowboy Code“ aus Spielzeugpatronen heraus. Jananne Al-Ani, 1966 im Irak geboren, überblendet in ihrer Videoarbeit „Shadow Sites“ irritierende Luftaufnahmen von Landschaften, Ruinen und Städten ihrer Heimat. Und der Marokkaner Mounir Fatmi, Jahrgang 1970, findet ein einprägsames Bild für den heutigen Stand der Revolution: 20 Fahnen islamischer Staaten hängen an der Wand, die tunesische und die ägyptische sind auf Besenstiele gezogen – Joseph Beuys lässt grüßen. Dort ist der Stall ausgekehrt. Man hat seine Hausaufgaben gemacht.

Das hätte auch der Ausstellung selbst gut angestanden. Doch sie gleicht eher einem schicken Messestand, der die vielzitierte Zukunft des Versprechens zuerst in der Einspeisung der Kunst in den Markt sucht. Der Jasmin hängt eben schwer in Venedigs Luft.

— Biennale di Venezia, bis 27. November

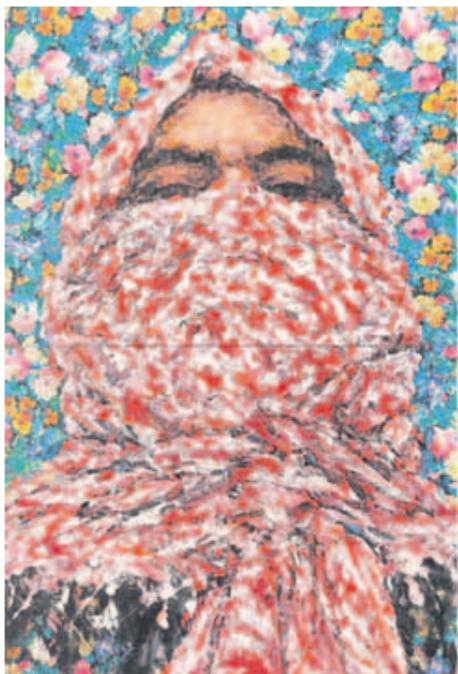
ANZEIGE
TICKETS
BESTELLEN

THEATER- UND KONZERTKASSE
Bestellhotline (030) 290 21-521
Tagesspiegel-Shop, Askaniischer Platz 3
(Anhalter Bahnhof), 10963 Berlin-Kreuzberg

MUSICAL
THEATER
KONZERT

lebt. Ahmed Basiony wurde am 28. Januar auf dem Tahrir-Platz von Heckenschützen getötet. Der 32-jährige machte Videoaufnahmen von den Demonstrationen. Ihnen sind nun auf fünf großformatigen Projektionsflächen Szenen einer öffentlichen Performance gegengeschritten, in der Basiony in einem Plexiglas-Kasten dreißig Tage auf der Stelle trat. Bild und Gegenbild zu einer angepassten Gesellschaft.

Politisch wie nie wirkt in Venedig diesmal auch das Prinzip der Länderpavillons. Neunundachtzig Staaten sind in Venedig vertreten, so viele wie nie. Doch



Operation Blütenwirbel. Eine Arbeit des libanesischen Künstlers Ayman Baalbaki, zu sehen in der die Biennale begleitenden Ausstellung „The Future of a Promise“ mit zeitgenössischer arabischer Kunst.
Foto: edgeofarabia



Gegenschuss. Youstra El Louzy spielt im ägyptischen Film „Microphone“ die Studentin Salma. Sie will in Alexandria die Arbeit der Undergroundbands dokumentieren – und bekommt Ärger mit den Behörden.
Fotos: Goethe-Institut

Was in der Luft liegt

Mit versteckter Kamera: die Berliner Filmreihe „Vor dem Sturm“

VON CHRISTINA TILMANN

Der Taxifahrer ist entsetzt: „Nach Downtown wollen Sie? Aber das geht heute nicht. Es sind Demonstrationen, viel zu gefährlich.“ Noch entsetzter ist er, als sein Fahrgast beteuert, eben zu den Demos wolle er ja. Später wird er in ihm einen Lehrer seiner Tochter wiedererkennen.

Kairo 2008, drei Jahre, bevor mit den Großdemonstrationen auf dem Tahrir-Platz die ganze Welt auf Ägypten aufmerksam wird. Vier Spielfilme sowie zwei Kurzfilmprogramme, die das Goethe-Institut im Berliner Arsenal-Kino ab Freitag in der Reihe „Vor dem Sturm“ zeigt, beweisen: Da lag längst etwas in der Luft. Die Revolutionen, die in diesem Frühjahr die arabische Welt verändert haben, kamen nicht überraschend. Und noch sind sie längst nicht gewonnen.

Zum Beispiel „Microphone“, ein Spielfilm von Ahmad Abdalla von 2010. Khaled kehrt aus den USA in seine Heimatstadt Alexandria zurück und bekommt Kontakt zur örtlichen Hip-hop- und Graffiti-Szene. Der Plan: ein Konzert aller Untergrundgruppen. Der gemeinsame Feind: der Zensor der Nationalen Kulturbehörde. Ein aalglatter Typ, der auf Kumpel macht: Ich bin selbst Künstler und auf eurer Seite. Aber dann wird alles verboten: die Songtexte zu politisch, die Graffiti zeigen nackte Frauen, beim Wettbewerb um Plattenverträge gewinnen immer die gleichen. Voller Wut organisieren die Hip-hopper ein Straßenkonzert, suchen Auftrittsmöglichkeiten in Cafés und Wohnungen. Immer kommt die Polizei, oder die Muslimbruderschaft beschwert sich. Am Ende sitzen alle an der Corniche, der sehnsüchtige Blick geht übers Meer.

Sie alle wollen weg, waren weg, träumen davon wegzufahren. Junge Musiker und Künstler in Alexandria, Studenten in Kairo. Am nächsten und doch unerreichbarsten ist die Ferne für die kleine Shams in Ibrahim el Batouts Kairo-Film „Ain Shams“ (2008). Das Mädchen träumt davon, aus dem ärmlichen Vorort einmal ins Zentrum, nach Downtown zu gelangen – ihr Vater, der Taxifahrer, würde dorthin nie freiwillig fahren. Doch als sie endlich einen Ausflug machen darf, geht das mit einer Tragödie einher. „Ain Shams“ ist ein kleiner Film, der vom mühsamen Alltag in Kairo erzählt und nur am Rand politisch wird, etwa wenn ein Parlamentskandidat aus dem Nobelviertel Zamalek den Bewohnern des Vororts das Blaue vom Himmel verspricht. Die kontern mit einer verzweifelten Anklage, das Wasser sei verseucht, die Lebensmittel auch, wie soll man leben in diesem Land?

Was „Ain Shams“ so außergewöhnlich macht, ist seine Entstehungsgeschichte. Nicht umsonst hat Irit Neidhardt, die mit

ihrem Berliner Verleih Mec-Films auf Kino aus dem Nahen Osten spezialisiert ist, mit „Microphone“, „Ain Shams“, „Hawi/Gaukler“ und „Heliopolis“ für die Reihe vier unabhängige ägyptische Langfilme ausgesucht. Schon während der Berlinale hatte sie gemeinsam mit dem Arsenal ein erstes Programm zusammengestellt, die Kooperation mit Ägypten soll fortgesetzt werden.

Gerade Ägypten, das über die etablierteste Filmindustrie der Region verfügt und ein explizit an Hollywood orientiertes Unterhaltungskino pflegt, erlebt in den letzten Jahren ein Erwachen des unabhängigen Films. Filme wie „Ain Shams“, die sich nicht den Regeln der Zensur und der Filmgenehmigung beugen, sondern mit Laiendarstellern auf der Straße entste-



Spurenlese. Auch die Graffiti- und HipHop-Szene in Ahmad Abdallas Film „Microphone“ (2010) ist Schikanen gewöhnt.

hen. Und die, ein Wunder, gleichwohl regelmäßig im Kino gelaufen sind.

Was unabhängiges Filmen bedeuten kann, erfährt man auch in „Heliopolis“. In Ahmad Abdallas Filmkaleidoskop von 2009 möchte ein Student für seine Diplomarbeit ein Porträt des legendären Kairoer Stadtteils Heliopolis drehen. Er trifft sich mit Zeitzeugen, Laden- und Cafébesitzern und dokumentiert den Zerfall der prächtigen Fassaden – bis ein Polizist ihn entdeckt und harsch zur Rede stellt: Filmen in der Öffentlichkeit und ohne Genehmigung ist verboten. Die gleiche Erfahrung macht ein Studententeam in „Microphone“, das eine Doku über die Musikszene von Alexandria drehen will und mit

der Polizei in Konflikt gerät. Dabei hatten sie die Kamera auf der Straße vorsorglich in einem Schuhkarton versteckt.

Die Verbreitung von erschwinglichen Digitalkameras sieht auch der Berliner Kurator Marcel Schwierin als Grund, warum eine neue Generation von Filmemachern in den arabischen Ländern an jeder Zensur vorbei Filme drehen und im Internet verbreiten kann. Das Programm „Arab Shorts“, das Schwierin seit 2009 für das Goethe-Institut Kairo zusammenstellt, präsentiert Kurzfilme aus den arabischen Ländern, stellt sie auf einer Webseite frei zugänglich vor (www.arabshorts.net) und schickt sie in Festivals um die Welt. Syrien, Palästina, Libanon, Ägypten, Marokko, Algerien, Jordanien und die Golfregion sind vertreten. Nicht in jedem Land reicht es zu Langfilmen, aber die meisten der Kurzfilm-Regisseure träumen davon. Gleichzeitig sind mit dem beweglich-schnellen Mittel des Kurzfilms bemerkenswerte Einblicke möglich.

Das Ergebnis, das nun an zwei Abenden zu Beginn des Festivals „Vor dem Sturm“ präsentiert wird, ist so lebendig wie heterogen: eine palästinensische Reflektion über Entfernungen und ihre politische Bedeutung („We began by measuring distances“, 2009) oder eine Liebeskomödie, in welcher der Protagonist mehr für Arafat als für seine Geliebte schwärmt („Arafat & I“, 2007). Die Nahaufnahme einer ausgelassenen Hochzeitsgesellschaft in Kairo („One in a Million“, 2006), aber auch der Besuch eines ägyptischen Callcenters, in dem eine junge Frau Gespräche der Kunden belauscht – bedrückendes Porträt einer verlogenen Gesellschaft („Call Center“, 2006). Frauenrechte, Identitäten, Demonstrationen sind wiederkehrende Themen in diesen Filmen aus der Zeit unmittelbar vor dem Aufbruch in der arabischen Welt. Eine Fortsetzung der Kurzfilmreihe ist in Arbeit.

Geradezu prophetisch nimmt sich ein tunesischer Kurzfilm aus dem Jahr 2003 aus. „Abdelkrim's Panzerkreuzer“ stellt Eisensteins Kultfilm nach. Junge Leute stehen vergeblich für ein Visum nach Europa an. Spontan entscheiden sie sich zur Revolution, demonstrieren vor dem Konsulat, bis sie von Männern mit Stöcken verjagt werden. Die Flucht geht über eine lange Treppe hinunter zum Hafen, Odessa lässt grüßen, auch ein Kinderwagen rollt seinen Weg, man sieht Schiffe auf dem Meer und hört schließlich die Maschinenansage einer Frauenstimme: „Willkommen bei Clando Tours auf dem Weg über Lampedusa nach Mailand. Wir wünschen eine angenehme Überfahrt.“

— Arsenal, Potsdamer Str. 2, 17. – 22. Juni, Infos: www.arsenal-berlin.de. Alle Kurzfilme auch unter www.arabshorts.net

KURZ & KRITISCH

POP
Deutlich: Eels im Astra Kulturhaus

Sieben Männer, sieben Vollbärte, sieben Sonnenbrillen – bei ihrem Erscheinen auf der Bühne im ausverkauften Astra Kulturhaus erwecken die mit Krawatten versehenen Männer um Mastermind Mark Oliver Everett Assoziationen von ZZ Top bis zu den Blues Brothers. Die Besetzung mit drei Gitarren, Bass, zwei Bläsern und Schlagzeug passt nicht so recht zu den drei kurz hintereinander erschienenen letzten Alben, auf denen eher Balladen dominierten. Folglich kredenzen die Eels während des knapp zweistündigen Konzerts eine bunte Mixtur aus ihrem 15-jährigen Schaffen. Viele ältere Songs spielen sie in neuen Arrangements. So mutiert der Schmusesong „I Like Birds“ zum Heavy-Metal-Kracher, und das „Shrek“-Soundtracklied „My Beloved Monster“ animiert zum Headbängen.

Viel mehr als „Thank You, mein Schatz!“ oder „Wunderbar!“ hat der Amerikaner Everett dem hiesigen Publikum zwischen den Songs nicht mitzuteilen. Stattdessen scheint es ihm eine diebische Freude zu bereiten, seine mitunter zuckersüßen Melodien immer wieder durch Dissonanzen – mal der Bläser, mal von Chet Lysters Gitarre – zu brechen. Im Zentrum: Everetts angeraute Stimme, fröhlich unterstützt vom Chorgesang der Band, die mit sichtlichem – und souligem – Spaß bei der Sache ist. Höhepunkt fürs Herz: die grandiose Version des Schmachtfetzens „That Look You Give That Guy“ von der „Hombre Lobo“-Platte, wobei Bläser und Gitarren zum einem wohligen Ganzen verschmelzen. Ein prächtig antreibender Abend mit überraschend wenig leisen Tönen – keine Frage, die Eels haben das (Kultur-) Haus gerockt.
MARTIN SCHWARZ

KLASSIK
Dunkel: Vessalina Kasarova singt im Konzerthaus

Eine Kammerphilharmonie, die sich den hochfliegenden Namen „Amadé“ gegeben hat, begleitet die Künstlerin Vessalina Kasarova. Das Ensemble fungiert als Veranstalter eines Benefizes für Japan unter der Schirmherrschaft von Staatssekretär André Schmitz. Es leitet mit Respighi ein und vollbringt ferner die Aufgabe, die Vortragsfolge zu strecken, etwa mit 20 Minuten Tschaiakowsky, der Serenade C-Dur. Was Gründer und Dirigent Frieder Obstfeld anbietet, ist Animation. Vom Streicherfach geprägt, Quartettbratschist, ist er kein Kapellmeister, sondern Liebhaber der Musik, in deren Fluten er navigiert. Das macht er so hingebungsvoll, dass die Musiker ihm flexibel antworten.

Star des Abends aber ist Kasarova, ein Muss für Opernfans, wie gesagt wird. Überraschung: Die Abwesenheit angemessener Publikumsschichten verleiht dem großen Saal des Konzerthauses ein Flair von Leerstand. Da muss wohl etwas schiefgelaufen sein mit der Werbung – oder mit der hochdekorierten Mezzosopranistin selbst? Nach ihrer Dalila an der Deutschen Oper rennen die Fans ihr offenbar nicht hinterher. Es ist kaum zu beschönigen, dass die wunderbare Entdeckung der neunziger Jahre heute enttäuscht. Ob sie Händels Ariodante oder Ruggiero oder den Farnace aus „Mitridate“ von dem 14-jährigen Mozart singt, große Kastratenrollen der Opera seria, als Arien aus dem Zusammenhang gerissen, wollen sie nicht zünden. Wenngleich die Künstlichkeit, die Kasarova sich angeeignet hat, zum Genre gehört, auch die feine Koloratur, befremdet das seltsam guttural nachgedunkelte Orgeln ihrer Stimme wie die unfreie Intonation. Nicht zuletzt mit dem Einsamkeitston des Orpheus von Gluck findet sie ihr empfindliches kleines Auditorium.
SYBILL MAHLKE

KUNST
Deftig: Erotisches aus China im Museum für Asiatische Kunst

Malen nach Zahlen – wer kennt sie noch, diese Vorlagen aus dem Bastelladen, mit denen auch Kindergartenkinder sich als große Künstler fühlen können? Schon in den chinesischen Künstlerwerkstätten der Ming- und Qing-Dynastie arbeiteten die Lehrlinge nach Vorlagen mit Farbvorgaben. Dabei übten sie sich keinesfalls nur an harmlosen Landschaftsbildern. Die Ausstellung „Der chinesische Lustgarten“ im Museum für Asiatische Kunst (Lansstr. 8, bis 14. August; Di-Fr 10-18 Uhr, Sa-So 11-18 Uhr) zeigt kaum bekannte erotische Altbilder, die einst heimlich in Serie produziert wurden. Zu sehen gibt es allerdings keineswegs nur Massenware. Seltene Vorlagen zu Bilderserien und die wenigen erotischen Bilder, die der exklusiven Literatenmalerei zuzuordnen sind, finden sich neben äußerst deftigen Darstellungen – vom homosexuellen Liebespiel mit einem Novizen bis hin zur „Liebe im Irrenhaus“. Dass diese eher überdeutlichen Motive aber die Ausnahme sind, sieht man an idyllisch schönen Liebeszenen in sorgfältig arrangierten Gärten und luxuriös eingerichteten Zimmern. Neben viel Lehrreichem über chinesische Kunst bieten die detaillierten Bilder auch allerlei Skurriles und öffnen die Augen für kulturelle Unterschiede. So finden es die Chinesen offenkundig reizvoll, beim Sex die Socken an den winzigen „Lotosfüßen“ zu lassen. Ob da Frühlingserregung aufkommen?
NANTKE GARRELT